Zeitschrift: Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden = Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université

Herausgeber: Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden

Band: 43 (2017)

Heft: 3-4

Artikel: Das Staunen und seine Krisen aus philologischer Sicht

Autor: Zehnder, Christian

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-893701

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Staunen und seine Krisen aus philologischer Sicht

Christian Zehnder*

Ich halte unoriginellerweise das Staunen für die entscheidende Tugend des Studierens, Unterrichtens und Forschens. Wissenschaft ohne Staunen ist unvorstellbar, Nachdenken über Wissenschaft als Beruf ohne «Thaumatologie» müssig. Denn ausserhalb des Staunens hätte man gar nie Gründe, einen Gegenstand als seinen zu erkennen, einzugrenzen, zu fokussieren und sich ihm zu widmen, oder auch: verstreute Sachverhalte zu verknüpfen (in ihnen eine «Konstellation» zu entdecken). Das ist leicht gesagt. Die Frage ist, *wie* das Staunen in das Studieren, Unterrichten und Forschen eingeht, wie es sie prägt, und inwiefern, wenn das Staunen sich einmal konkretisiert, es dann nicht mit anderen Namen besser getroffen wäre.

Die Verwendung des Begriffs Thaumatologie ist hier natürlich assoziativ. Zwar enthält er die griechische Wortwurzel des «Staunenswerten» (*thaúma*), aus dem sich das «Staunen» (*thaumázein*) ableitet. Indessen bezeichnet der Begriff eine Disziplin, die heute wohl nicht einmal mehr an theologischen Fakultäten geläufig ist: die Wissenschaft von den Wundern. Eine Disziplin also, die sich über die paradoxe Frage definiert, wie das Unmögliche möglich sei. Mir geht es hier um eine andere Frage, die vom Begriff «Thaumatologie» immerhin aufgeworfen wird. Nämlich: Wenn im Zusammenhang mit Geisteswissenschaften von Staunen die Rede ist, ist dann ein Staunen über Unwahrscheinliches, Spektakulär-Unglaubliches, enger ästhetisch gefragt: über das Schöne und das Erhabene gemeint (verbunden mit dem Ziel, es zu begreifen)? Oder ist umgekehrt gemeint, einen *anderen* Blick zu entwickeln auf das Gewohnte, Alltägliche, sogar das «Gewöhnliche»? Kurz: Liegt das Staunenswerte (das Wundersame) im Gegenstand oder im Zugang, in der Methode?

Ich habe an der Universität Freiburg (CH) das Staunen im zweiten Sinne gelernt, und zwar nicht in der Philosophie, deren Anfang nach Platon und Aristoteles bekanntlich ein quasi intaktes Staunen über die Seinsordnung bilden muss, sondern in der Slawistik. Während der ersten Semester stellte ich fest, dass ich – weitgehend zufällig und ziellos – ein methodisch staunendes Fach gewählt hatte und dass der Besuch von Proseminaren hier bedeutete mit-zustaunen. Worüber? Der erste Text, den wir in der allgemeinen Einführungsveranstaltung lasen, war Wiktor Schklowskijs «Kunst als Verfahren» (1916). Schklowskij (1893–1984) gehört zusammen mit Roman Jakobson, Boris Eichenbaum u.a. zu den Begründern des Russischen Formalismus, einer der künstlerischen Avantgarde nahestehenden akademischen Bewegung, die die Literatur und die poetische Sprache einem konsequenten Formstudium unterzog und die Philologie von einer synkretistischen zu einer spezifischen Wissenschaft machen wollte. Woraus konnte die Energie für ein solches Unterfangen gezogen werden? In seinem Aufsatz «Kunst als Verfahren», einer Art Manifest des Russischen Formalismus, gibt Schklowskij die Antwort: aus dem Staunen! Die Terminologie ist bei ihm allerdings eine andere. Er spricht von «Fremdmachen» dessen, was durch den allgemeinen Sprachgebrauch und kulturelle Abstumpfung «automatisiert» worden sei. Schklowskij führt in dem Text den Neologismus *ostranenie* ein, der wörtlich als «Verseltsamung» eingedeutscht werden könnte. Etabliert hat sich als Übersetzung «Verfremdung» – nicht zu verwechseln mit der marxistischen Entfremdung. (Ähnlich verfährt das Englische: «estrangement». Im Französischen haben sich zwei freiere Varianten durchgesetzt: «singularisation» und «défamiliarisation», die zugleich einen Bezug zur phänomenologischen Methode der Reduktion, der sogenannten «epoché» herstellen.) Schklowskijs genuin moderne Idee lautet, dass Kunst nicht über einen essentiellen Schönheitsbegriff definiert werden könne, sondern dass sie als Summe von «Verfahren» aufgefasst werden müsse, die ein Neusehen der Welt bewirken, «als wäre es zum ersten Mal», und, vor allem, eine neue «Spürbarkeit» der Sprache, als würden die Wörter wie Dinge abgetastet. Das heisst: Der Modernist Schklowskij, indem er die Kunst zu einem Verfahren erklärt – ein Ansatz, den heute jeder Installationskünstler unterschreiben würde –, hat zugleich die so traditionelle Botschaft: Wir haben das Staunen verlernt. Die alltägliche Wahr-

* Burgernzielweg 5, 3006 Bern.

E-mail: *christian.zehnder@unifr.ch*

Christian Zehnder, Dr. phil., ist Doktorassistent im Bereich Slavistik an der Universität Freiburg (CH). Promotion zu Boris Pasternak (*Axiome der Dämmerung. Eine Poetik des Lichts bei Boris Pasternak*, Böhlau Verlag, 2015). Habilitationsprojekt *Zur poetischen Neuschreibung der romantischen Philosophie der Tat' in Polen: Norwid, Brzozowski, «Sztuka i Naród»*. Derzeit als SNF-Stipendiat an der Universität Warschau und an der University of Chicago. Christian Zehnders Erzählungen/Romane sind im Ammann Verlag und bei dtv erschienen.

nehmung soll avantgardistisch durchbrochen werden. Dabei spricht Schklowskij wenig destruktiv von «Verlängerung» der Wahrnehmung. Insofern steht die Verschärfung der Ausdrucksmittel im Dienst des Gewöhnlichen, ist die Technik des Staunens Ausdruck von Sehnsucht nach dem Gewöhnlichen. Diese Doppelbödigkeit zwischen Avantgardismus und Wunderglauben ans Leben scheint Schklowskij keineswegs zu stören. Und tatsächlich bezieht er sich in seinem Manifest auch auf Aristoteles, der in der *Poetik* über den gezielten Einsatz von sprachlichen «Barbarismen» (Fremd-wörtern) schreibt. Ein solcher Barbarismus ist im heutigen Deutsch natürlich «Thaumatologie».

Das war der Text, mit dem Rolf Fieguth uns in die Slawistik einführte (er war es übrigens gewesen, der Schklowskijs Manifest in den 1960er Jahren ins Deutsche übersetzt hatte). Und mit demselben Text beginnt an der Universität Freiburg noch heute, zehn Jahre nach der Emeritierung von Professor Fieguth, die Einführung in die Slawistik. Philologie als Propädeutik des Staunens, Staunen als Methode der Fokussierung von Phänomenen, ihrer «Singularisierung», der Abkoppelung von ihrer alltäglichen «Familiarität» (um die französischen Übersetzungen von «Verfremdung» zu verwenden).

Ein Jahr später besuchte ich ein Seminar über Stanisław Ignacy Witkiewicz (1885–1939), einen der wichtigsten polnischen Dramatiker des 20. Jahrhunderts (gerade die international viel bekannteren Witold Gombrowiczs oder Sławomir Mrożeks sind ohne Witkiewicz undenkbar). Witkiewicz, mit Künstlernamen Witkacy, entwickelte ab Ende der 1910er Jahre ebenfalls eine mit dem Staunen zusammenhängende Formtheorie, die allerdings nicht wissenschaftlichen oder literaturkritischen Zwecken diente, sondern ein künstlerisches Programm war. Witkacy strebte ein «Theater der reinen Form» an, einen künstlichen, von psychologischer Wahrscheinlichkeit abstrahierenden Raum. Dieser «formistische» Abstand von der Realität des Realismus war kein Selbstzweck. Vielmehr sollte er die metaphysische «Seltsamkeit der Existenz» zum Vorschein bringen («Seltsamkeit» – *dziwność* – und «Staunen» – *zdziwienie* – liegen im Polnischen nah beieinander). Die Figuren von Witkacys Stücken, viele von ihnen überspannte Intellektuelle, hören nicht auf, von dieser Seltsamkeit zu reden. Ich erinnere mich noch sehr gut an meinen Eindruck. Die Exhibition der Seltsamkeit, so modernistisch-konstruiert sie in diesen Stücken ist und so fern sie mir in ihrer Frenesie lag, empfand ich als völlig authentisch. Aber was war der Preis, den Witkacy zahlte? Es war der Preis einer durchgängigen, alles erfassenden Groteskisierung, Ironisierung, Veruneigentlichung des Sprechens. Sein Theater war eine gigantische Inszenierung von Posen und Zitaten. Mit anderen Worten: Witkacy wusste, dass er keine Rücksicht auf nichts nehmen durfte – schon gar nicht auf das Sentiment – und die Bühne entdramatisieren und zugleich mit allen Mitteln verkünstlichen musste, wenn er noch ein echtes Gefühl zum Schwingen bringen wollte: das der schwindelerregenden «Seltsamkeit der Existenz».

Das war die nächste Lektion der slawistischen Thaumatologie, wie sie mir ein Thomas Bernhard, Held der Gymnasialjahre, nicht hatte vermitteln können (vielleicht, weil er bei aller «Übertreibungskunst» einem Ideal bäuerlicher Natürlichkeit anhing): Staunen hat seinen Preis. Es ist nicht nur etwas Klassisches. Es kann sehr wohl eine artifizielle Dimension der Gemachtheit haben und Grimassen erfordern. Das lehrt eigentlich schon Schklowskijs Text, nur dass dieser noch von einem begeisternden Optimismus geprägt ist.

Freilich kann es auch ohne bestimmte Gründe «nicht klappen» mit dem Staunen. So war es mir ergangen, als ich direkt nach der Matura an einer der ältesten deutschen Universitäten ein Germanistikstudium anfing. Trotz «Hölderlintürmen» (Paul Celan) schaffte ich es nicht zu staunen am Neckar. Und Hölderlin meldete sich erst später, mehrere Jahre nach jenem halben Semester in Tübingen, wieder bei mir. Heute würde ich als höchsten Anspruch des Unterrichtens bezeichnen: den Studenten das Staunen zu ermöglichen, und entsprechend für das Forschen: im Staunen zu verharren. Bescheidener ausgedrückt: es ihnen, den Studenten, *und* mir selbst nicht zu verunmöglichen. Man denke an J. D. Salingers *Franny and Zooey* (1961), wo die aus dem Gleichgewicht fallende, jede Routine verlierende Studentin Franny ihrem Freund Lane, der wie sie Literatur studiert, sich seiner Sache aber überaus sicher ist, das routinierte Reden über Literatur zum Vorwurf macht:

> *"You're talking exactly like a section man. I'm sorry, but you are. You really are."*
>
> *"I am? How does a section man talk, may I ask?"*
>
> *Franny saw that he was irritated, and to what extent, but, for the moment, with equal parts of self-disapproval and malice, she felt like speaking her mind. "Well, I don't know what they are around here, but where I come from, a section man's a person that takes over a class when the professor isn't there or is busy having a nervous breakdown or is at the dentist or something. He's usually a graduate student or something.*

Anyway, if it's a course in Russian Literature, say, he comes in, in his little button-down-collar shirt and striped tie, and starts knocking Turgenev for about a half hour. Then, when he's finished, when he's completely ruined Turgenev for you, he starts talking about Stendhal or somebody he wrote his thesis for his M.A. on. (...)"

Also: die Literatur nicht in Allgemeinheiten auflösen, im Seminar eher gemeinsam sich festlesen an einem Absatz als Weisheiten über einen Autor und seine Epoche zu präsentieren. Das war genau Peter Szondis (1929–1971) Idee, wenn er von «philologischer Erkenntnis», das heisst vom Lesen als immer wieder zu erneuerndem Prozess sprach, im Unterschied zu einem wiedererkennenden Feststellen. Freilich muss man auch sagen, dass Szondi dies mit dem Selbstverständnis eines Gelehrten äusserte, der die Allgemeinheiten, die «grossen Linien» der Literatur- und Geistesgeschichte und letztlich auch noch einen Kanon voraussetzte. Solche Voraussetzungen können heute zweifellos nicht mehr gemacht werden. Und das ist mitnichten nur das Problem der Studenten. Nein, auch die Lehrer selbst sind in der grossen Mehrheit mit keinen Bildungsselbstverständlichkeiten mehr grossgeworden.

In die Möglichkeit kommen zu staunen – dazu gehören auch Zufälle und das heisst unter anderem, die akademische Freiheit. Niemand hatte mir damals vorgeschrieben, das Seminar über Witkacy zu besuchen, und genauso hielt mich niemand davon ab, obwohl meine Polnischkenntnisse äusserst diskret waren. Wäre ich nicht hingegangen, der Schklowskij-Effekt hätte sich nicht verdoppelt, und womöglich wäre ich jetzt nicht für ein Jahr in Warschau und unsere Tochter würde uns nicht auf Polnisch antworten... Wer weiss.

Wo die Rede aber schon einmal auf die Krisen des Staunens gekommen ist, ohne die es Staunen wohl gar nicht gibt, muss auch gefragt werden, wie gross denn realistischerweise seine Reichweite ist auch da, wo es zu glücken scheint. Wo sind seine Grenzen, wo kommen andere Tugenden ins Spiel? Noch einmal ein Blick in die Literatur. Der «Kinogeher» aus dem gleichnamigen Roman (*The Moviegoer*, 1961) von Walker Percy (1916–1990), ein Antiheld der Südstaaten Amerikas, hält folgenden Satz fest: «Nicht fünf Minuten will ich abgelenkt werden von der Verwunderung.» (Übers. Peter Handke) So sehr ich diesen Satz unterschreiben würde, so klar ist, dass es sich nicht um eine wissenschaftliche bzw. metawissenschaftliche Maxime handelt. Und nicht einmal um eine thaumatologische. Denn als moderner «Heiliger» (Handke) ist Percys Held gar nicht gefährdet, zu viel oder zu wenig von der Verwunderung zu reden und so aus ihr rauszufallen. Bezeichnenderweise macht er die Verwunderung auch nicht zu seinem Beruf; er ist Anlageberater!

In der Forschung und im Unterrichten «als Beruf» gehört es zum Alltag, vom Staunen abgelenkt zu werden – aus institutionellen Gründen, aus Sachzwängen (bzw. aus Studentensicht: durch das Buchführen über die Kredit-Punkte), aber eben auch aus sachlichen. Wie könnte es theoretische Einsichten und Erkenntnisse, ja wissenschaftlichen Fortschritt geben, wenn alle immer nur in der Verwunderung «verharren» wollten? Schon während des Studiums muss man doch, um sich in etwas zu vertiefen, gerade auf das Stauen verzichten. Ich möchte hier nur von meinem Fach sprechen. In der Slawistik ist es so, dass man zuerst mehrere Fremdsprachen erlernt, um überhaupt die Kompetenz zum Staunen zu haben. Und das ist noch nicht alles. Damit man dann wirklich Puschkins Gedichte und Verserzählungen im Original lesen und ihre «unerhörte Einfachheit» (Boris Pasternak) erahnen kann, muss man zuerst die russische Versifikation einüben. Jedes klassische Gedicht ist das Zusammenspiel eines abstrakten Systems – des Metrums – mit einer einmaligen, vom konkreten Wortmaterial abhängigen Gestaltung – dem Rhythmus. Das skandierende Herunterrattern, das wir im deutschsprachigen Raum zum Teil aus der Schule kennen, ist in der russischen Verskultur besonders verpönt. Rezitation ist alles: Die Norm ist dazu da, um in der zuweilen fast prosaisch, halsbrecherisch unregelmässig anmutenden Konkretisierung aufzugehen. (Und gerade das zeigt, wie wichtig das Metrum ist.) Diese Einsicht, kann ich ganz ohne Übertreibung sagen, wurde mir Teil der slawistischen Thaumatologie: Erst hier begann für mich Lyrik erstmals zu *klingen* (gleichgültig ob laut oder still gelesen) – auch die muttersprachliche. Und das ist ein Moment, den ich unbedingt weitertragen möchte, obwohl Bildungserlebnisse natürlich nie «fertig» vermittelt werden können.

Der Verzicht auf das Staunen bezieht sich allerdings auch nicht nur auf die Phase des Einübens, das irgendwann belohnt wird. Er bezieht sich in entscheidender Weise auf die wissenschaftliche Praxis selbst. Bevor man zur Tat schreiten kann, muss es eine Phase geben, die selbst noch frei ist von «Durchführung», so schreibt einmal der polnische Kulturphilosoph Stanisław Brzozowski (1878–1911), und er bezeichnet diesen Zustand metaphorisch als Hören der «Wellen des Lyrismus». So ist es auch mit der Forschung «als Beruf»: Zuerst kommt die Invention, und hier mag das Staunen die höchste Tugend sein. Doch dann folgt die Durchführung, das heisst: das Zusammentragen, Vergleichen, Zählen, das Öffnen des Ge-

genstands und neuerliche Eingrenzen, Wiederlesen, Nachprüfen, weiterhin: das sich-kritisieren-Lassen durch Kollegen (die im glücklichen Fall auch Freunde sind!), das Revidieren und Redigieren. Man könnte sagen: Das ist die Durststrecke, aus der das Forschen zum grössten Teil besteht. Und hier treten andere Tugenden in den Vordergrund. Ich würde drei sich gegenseitig bedingende und ergänzende nennen: Hartnäckigkeit, Genauigkeit, Unbestechlichkeit. Man muss sich einem Gegenstand ganz widmen (Hartnäckigkeit). Man muss ihn erstnehmen bis in die kleinsten Details (Genauigkeit), da man sonst geneigt ist, in ihm nur Vor-urteile wiederzufinden. Indessen verliert das Einzelne, wenn sich eine Fragestellung zu einem Forschungsprojekt ausweitet, auch ein Stück seiner Einmaligkeit. Sagen wir, ein einzelnes Gedicht: Es wird Teil eines Gesamtbildes. Womöglich wird es durch andere Texte oder Medien relativiert. Rückt das Staunen dabei in den Hintergrund und weicht eher einer Art Fieber, hat es damit seine Richtigkeit. Womöglich ist spätestens hier auch «Gegenstand» nicht mehr der angemessene, weil zu einfache Ausdruck, falls er nicht ohnehin bereits gemessen an Szondis «philologischer Erkenntnis», dem Lesen als Prozess, zu statisch war. Man hat nun ein komplexes Gebilde vor sich, über das man erst später aus der Distanz wieder wird staunen können wie über einen «bewunderungswertesten Zusammenhang» (Gottfried Keller über das «Spinnennetz»-Gemälde des grünen Heinrich).

Behalten wir die gegenständliche Redeweise gleichwohl bei. Es ist grundlegend, dass man sich vom Gegenstand – in den Geisteswissenschaften letztlich immer ein menschliches, in der Philologie überdies meistens sprachliches Erzeugnis – nicht hypnotisieren lässt (Unbestechlichkeit). Keineswegs zwingend muss das, was sich durch Hartnäckigkeit und Genauigkeit zu Tage fördern lässt, den Kern einer Sache ausmachen. Das eigentliche Motiv kann unter der Oberfläche liegen, im Nichtartikulierten. Wie ist eine Wissenschaft des Nichtartikulierten, dessen, was nicht mit einzelnen Zitaten belegbar ist, möglich? Paul Ricœur hat den Ausdruck der «Hermeneutik des Verdachts» geprägt. Woher wiederum weiss man, ob ein Verdacht erfordert ist oder ob man in «gutem Glauben» lesen kann? Das sind Fragen, die, solange es Geisteswissenschaften gibt, aktuell bleiben. Ganz sicher geht es nicht ohne Intuition, ein rational nicht einzufangendes Moment im Erkenntnisprozess. Und vielleicht bleibt in diesem Sinne auch während der Durchführung der Forschung das Staunen eine Schlüsseltugend – kein «kindliches», eher schon ein «ungläubiges», geradezu negatives, beispielsweise: ein Staunen darüber, dass in einer Ästhetik alles *zu* perfekt ist und in einer intellektuellen Konstruktion alles *zu* problemlos aufgeht.

Hier berühren wir den vermutlich delikatesten Punkt, die Frage der Ideologie. Literarische Kunstwerke entstehen zweifellos nie in einem weltanschaulich neutral-voraussetzungslosen Raum. Sie sind immer auch Träger von gesellschaftlichem Bewusstsein, ebenso wie es die Wissenschaft von der Literatur ist (sonst könnte nicht die Rezeptionsgeschichte eines Werks zuweilen spannender sein als das Werk selbst). Kann man dem Staunen wirklich eine spontan-kritische Funktion zuschreiben? Bildet nicht das «kritische Denken» eine Tugend für sich, der in Forschung und Lehre sogar der Vorzug vor allen anderen gegeben werden müsste? Wenn man Kritik nur als Entlarvungsverfahren auffasst, als eine Technik, «Verblendungszusammenhänge» sichtbar zu machen, wäre dies ein problematischer Ausgangspunkt. Das Herausspüren von ideologischen Mustern ist selbst wieder eine Kunst, will sagen, erfordert ein hohes Mass an Imagination. Denn es gibt nicht *eine* kritische Schablone, die man bloss auf stets neue Texte, künstlerische Bewegungen, Epochen, kulturelle Situationen anwenden könnte, sondern der Blickpunkt, von dem aus eine solche Kritik Bedeutung gewinnen kann, muss jedes Mal von neuem gefunden werden. So kann ein idyllisches Naturgedicht durchaus Ausdruck eines «falschen Bewusstseins» (Marx), einer Ideologie sein. Eine Idylle kann in ihrer Gegenweltlichkeit aber auch ein Akt des Widerstands gegen soziale Zwänge sein. Mehr noch: In beiden Fällen bleibt, wie mir scheint, das Staunen die primäre philologische Tugend. Die eventuell zu entdeckende politische Dimension hängt nämlich davon ab, wie wundersam das Gedicht ein Bild von der Natur festhält und wie sie ihm einen Rhythmus zu geben vermag.

Der Begriff der Kritik hat in nicht-deutschsprachigen Kulturen eine signifikant andere Färbung. Man denke an den englischen *criticism*, die französische *critique* oder auch die polnische *krytyka*. Es geht dabei eher in einem allgemeinen Sinn um ein Mitdenken mit der Literatur, eine Reflexion *anhand* von Literatur oder sogar um ein sinngebendes «Begleiten» des literarischen Prozesses und damit ein Mitkreieren der Kultur. Das mutet heute fast utopisch an. Für eine universitäre Philologie zumal in einem Land wie der Schweiz mit seiner überaus nüchternen Geisteskultur ohne Bedarf an einer Intelligenzija scheint es weder möglich noch wünschenswert, solche Vorstellungen auch nur hypothetisch durchzuspielen. Erwartet wird von Philologen institutionell – die Frage nach der gesellschaftlichen Erwartung ist ungleich schwieriger, weil diffuser – in erster Linie Expertise, das Heimisch-Sein in Diskursen sowie Anschlussbereitschaft an die grossen Theorie- und Forschungstendenzen. Aktualitätsbewusste Expertise in diversen Gebieten mehrerer Literaturen ist denn auch die

Erwartung, die Slawisten (wie bestimmt auch Romanisten, Skandinavisten etc.) an sich selbst stellen, und dies mit gutem Grund. Schliesslich wäre es nicht nur kurios, in einem Anforderungsprofil einer universitären Stelle «Thaumatologie» festzuschreiben, sondern auch falsch. Denn Staunen ist keine messbare Qualität. Und es kann immer nur freiwillig sein. Und doch: eine literaturwissenschaftliche Expertise, die keinen Zustand *vor* ihrer Durchführung kennt, die sich noch nie von den «Wellen des Lyrismus» hat mitnehmen lassen, wäre eine unglaubwürdige Expertise. Expertise braucht die Tugend des Staunens. ■

Stellenausschreibung - Poste à pourvoir

ETH zürich

Professor or Assistant Professor (Tenure Track) of Analog and Mixed Signal Interfaces

The Department of Information Technology and Electrical Engineering (*www.ee.ethz.ch*) at ETH Zurich invites applications for the above-mentioned position.

The successful candidate is expected to develop a strong and visible research programme in the area of analog and mixed signal interfaces circuits and systems. He or she has a strong background in one or more of the following areas: (i) analog circuits and techniques for ultra-low power, ranging from basic building blocks (e.g. amplifiers, filters) to silicon sensors, interfaces, and novel clock generation architectures; (ii) data converters enabled by new techniques, architectures, or circuit topologies; (iii) wireless transceiver and RF circuits for low-power and energy-efficient links, cellular connectivity including machine-to-machine applications, emerging broadband networks (5G), millimetre-wave and THz systems (radar, sensing and imaging); (iv) wireline communications circuits and systems for chip-to-chip communication, including serial links, high-speed memory, accelerator, peripheral interfaces, backplanes, long-haul, and powerline communications. Candidates should hold a PhD. A track record of successfully manufactured chips and systems is highly desirable. In addition, commitment to teaching and the ability to lead a research group are expected. Generally, at ETH Zurich undergraduate level courses are taught in German or English and graduate level courses are taught in English.

Assistant professorships have been established to promote the careers of younger scientists. ETH Zurich implements a tenure track system equivalent to other top international universities. The level of the appointment will depend on the successful candidate's qualifications.

Please apply online: ***www.facultyaffairs.ethz.ch***

Applications should include a curriculum vitae, a list of publications, a statement of future research and teaching interests, and a description of the three most important achievements. The letter of application should be addressed **to the President of ETH Zurich, Prof. Dr. Lino Guzzella. The closing date for applications is 15 December 2017.** ETH Zurich is an equal opportunity and family friendly employer and is responsive to the needs of dual career couples. We specifically encourage women to apply.